


## DAS HIRN

 Bd. 3, S. 295†

Wenn die moderne Kosmologie sich vorstellt, die Welt sei aus dem Nichts entstanden, als Explosion eines dimensionslosen Punkts,<sup>306</sup> worin nicht nur alle Materie und Energie des Weltalls, sondern auch dessen Zeit und Raum zusammengezwängt waren, eine nur mathematisch mögliche Konstruktion, so können wir uns auch statt dieses rein hypothetischen Punktes ein reines Hirn vorstellen. Ein Hirn ohne Idee einer Außenwelt, weil es keine gibt; und wie das Weltall 16 Milliarden Jahre Zeit hatte, bis es seinen jetzigen Zustand erreichte, so hat dieses Hirn 16 Milliarden Jahre Zeit weiterzudenken, mehr noch, auch die Zeit, die das Weltall braucht, bis es sich ins Nichts verliert oder rückläufig wird, um wieder, eine Billion Jahre nach seiner Explosion, mit dem zusammenschrumpfenden Raum – vielleicht zwei Monate mehr oder weniger – in den dimensionslosen Punkt zurückzufallen. Zuerst wird das Hirn nur fühlen, und weil es nichts außer ihm gibt, das es zu fühlen vermag, wird es nur sich fühlen, aber da es mit nichts gespeichert ist, wird es nichts anderes fühlen können als Leere, es wird fühlen, daß es nichts fühlt. Am Anfang wird die Angst sein, das pure Entsetzen. Wie lange dieser Zustand anhalten wird, ist ungewiß, vielleicht Millionen Jahre, vielleicht nur einen Bruchteil einer Sekunde, es ist ein lebendiges Menschenhirn, das wir fingieren, das rätselhafteste und komplizierteste Gebilde, das wir kennen, eine Galaxis von Schaltelementen, von Neuronen, untereinander vernetzt, eingeteilt in Kleinhirn, Stammhirn, Zwischenhirn, Großhirn, es wird sofort oder irgendeinmal den elektrischen Strom, die Ionen fühlen, die es durchfließen, und da es sie als Impulse fühlt, wird es fühlen und dann nicht fühlen und darauf wieder fühlen, in entsetzlicher Gleichmäßigkeit. Weil aber die Ionen keine Informationen transportieren, weil es nichts gibt als dieses Hirn und nichts außer ihm, keinen Raum und keine Zeit, wird das Hirn zu denken beginnen, was natürlich nicht wörtlich zu verstehen ist. Es besitzt weder Sprache, noch Bilder, noch Töne. Sein Denken ist mehr einem Fühlen zu vergleichen. Es beginnt zu erfühlen, es erfühlt die Zeit, ein Gefühl, das gleichsam aus der Angst auftaucht. Es erfühlt die

Gegenwart, durch die ein Impuls fließt und dann der nächste, immerzu, aus dem Nichts auftauchend, dann die Vergangenheit, worin die vergangenen Impulse sich verlieren, das Gedächtnis bildet sich, daß Impulse kommen und gehen, kamen und gingen. Doch fügt das Gefühl Zeit der Angst die Furcht hinzu, die Zeit könne vergehen und das nackte Entsetzen übrigbleiben. In panischer Angst, die Zeit zu verlieren, wird das Hirn unaufhörlich versuchen die Zeit zu erfühlen, sie immer wieder zu erjagen, und da es nur Impulse fühlt, wird es die binäre Zahlenreihe erfühlen, und um von der Angst nicht eingeholt zu werden, immer weiterzählen. Mit jeder Zahl, die es zählt, wird sich das Hirn von der Angst entfernen, doch jedesmal wenn es aufhört zu zählen, fällt das Zahlengebäude zusammen, und die Angst ist wieder da. Zuerst wird das Hirn wieder von vorne zu zählen beginnen, immer wieder, dann wird es sich die Zahl merken, bis zu der es gezählt hat, und von der aus weiterzählen, immer weiter. Doch da wir ein menschliches Hirn fingieren, sind in diesem Gehirn auch alle Gefühle vorprogrammiert. Es wird mit der Zeit beim Weiterzählen Langeweile empfinden, so daß zu den Gefühlen Angst und Furcht ein weiteres Gefühl kommen wird, die Langeweile, aus der Langeweile ein steter Versuch, etwas anderes zu betreiben als zählen. Es trennt die Zahlen von den Impulsen und erfühlt die Rhythmen, diese kumulieren in einem wilden Trommelkonzert, zuerst von der Furcht vor der Angst gepeitscht und darauf von der Neugier angetrieben, etwas Neues zu machen, erfühlt es aus den Rhythmen die Töne, ohne sie zu hören, die Quinten, die Oktaven, die Tonarten, die Musik, es denkt sie, ohne daß es weiß, daß es denkt, denn es ist ohne Sprache, so daß es nicht wissen kann, daß es denkt, wenn es komponiert, es fühlt nur einen Rausch von erfüllten Tönen, wohinein es eine Ordnung fühlt und ein erstes Gefühl von Freude, eine Ordnung geschaffen zu haben – war doch eine unendliche Zahlenreihe noch keine Ordnung –, und so taumelt denn das Hirn in der unermesslichen Zeit, die ihm zur Verfügung steht, von der tonalen in die atonale Musik, komponiert, ohne zu hören, was es komponiert, doch wie es innehält, fällt es in die Angst zurück, ein Absturz in die Hölle, die Angst ist immer da, nur wenn es gegen die Angst etwas denkt, ist sie zu ertragen. Doch zum Gefühl der Angst vor dem Nichts kommt etwas Neues. Indem die Gefühle der Langeweile, der Neugier, der Freude immer wieder im Nichts untergehen, taucht das Gefühl der Ohnmacht auf. Die Ohnmacht erzeugt den Zorn, die Wut über sie, die Trauer endlich. Dann einmal –

nach Millionen von Jahren, nach einer Milliarde, nach zwei Milliarden, nach vielen Milliarden von Jahren, oder augenblicklich, unmittelbar aus dem Zorn, aus der Wut, aus der Trauer heraus? – wird das Hirn ›sich‹ entdecken, das ›Ich‹, das denkt und sich als ein Etwas denkt, das der Angst gegenüber ist, das nicht mehr Angst ist, sondern Angst empfindet und das die Zeit und die Zahl erfühlen konnte und aus dem Zählen den Rhythmus und die Musik entwickelt hat. Aber jetzt, wie das Hirn auf sich selber gestoßen ist, wie es sich selber fühlt als ›Ich‹, in das die Zeit stürzt und weggleitet, wird das Hirn ganz Gefühl. Alle Gefühle, die wachgeworden sind, setzen sich frei, streiten miteinander, Freude, Ohnmacht, Zorn, Neugier, Trauer, ein Sturm von Gefühlen, Gefühle, die nach ihrem Grund suchen, vermag doch nur das Denken ihnen einen Grund zu geben, und so klammert sich denn das Hirn, um dem Ansturm der Gefühle standzuhalten, an sein erstes Objekt, das es gefunden hatte und worin alles enthalten war, was vor der Angst schützte. Das Hirn wird sich an die Zahl klammern. Die Neugier wird es dazu bringen, zu untersuchen, was die Zahlen sind, es wird die geraden und ungeraden binären Zahlen denken, dann die Null, freudig und stolz über diese Entdeckung wird es die negativen Zahlen finden, seine Vorstellungskraft entzündet sich an der binären Zahlenreihe, eine Explosion der Mathematik durch Logik, das Hirn kommt auf die irrationalen Zahlen, auf Primzahlen, auf die potenzierten Zahlen, die Wurzeln, die imaginären Zahlen, sein Denken stößt auf Schwierigkeiten, fühlt die Verzweiflung, findet es nicht die Lösung, unbändige Freude, wenn es sie gefunden hat, seine Vorstellungskraft wird immer dreister, es erfühlt die Fläche, fühlt die analytische Geometrie, die analytische Stereometrie, dann kühn den Raum als rein mathematisches Gebilde, mit der nichteuklidischen Geometrie hat das Hirn keine Mühe, weil es durch keine Anschauung behindert konstruiert, und nun denkt das Hirn mathematisch weiter, spult sich in unerbittlicher Logik ab. Doch ist seine Flucht nur scheinbar. Der Quantität, der Form verhaftet, den Strukturen endlich und den Funktionen usw., den reinen mathematischen Begriffen eben, hat es zwar ein immenses Gedankengebäude errichtet, aber findet in ihm kein echtes Gegenüber, es ist nicht abgetrennt von seinem Denken, sondern seinem Denken immanent, nur der Spiegel seines Denkens, und so versucht es denn ein von ihm losgelöstes Gegenüber zu denken. Verzweifelt, weil, wenn es nicht denkt, es immer wieder vor dem bodenlosen Abgrund steht, den es mit


seinen erdachten mathematischen Objekten zuzuschütten versuchte und immer wieder versucht, bis es, aus Verzweiflung, nicht aus dem Gefängnis seiner Gedankenkonstruktionen hinauskommen, die Materie denkt und mit ihr den Raum, nun nicht nur als mathematisches Gebilde, sondern auch als Raum außerhalb seiner, der es umfängt, wie er die Materie umfängt, die es denkt, die ersten kleinstmöglichen Partikeln, die schier endlose Reihe von immer etwas größeren Partikeln bis zu den Quarks, dann die stabilen und instabilen Elementarteilchen, Leptonen, Mesonen und Baryonen, Protonen und Neutronen, das Atom, die Elemente, die Moleküle, die Kohlenstoffverbindungen, die interstellare Materie, die Gasnebel, die Kondensationen zu Sonnen und Planeten, Galaxien, Quasare, Weltalle, stabile, verpuffende, unendlich sich ausdehnende oder kollabierende Weltalle, Weltalle aus Antimaterie, Weltalle mit Partikeln, die sich schneller als das Licht bewegen. Die Welträume versinken echolos. Doch wie alles immer wieder vom Abgrund der Angst verschlungen wird, dämmert nach weiteren Millionen oder nach weiteren Milliarden von Jahren, wer vermag das zu entscheiden, dem Hirn, diesem rätselhaften ›Ich‹, was es sucht: nicht nur etwas, das es außerhalb seiner denken kann, sondern etwas, das außerhalb seiner zu fühlen und zu denken vermag, ein zweites ›Ich‹. Aber woraus besteht es? Womit denkt sein ›Ich‹? Es hat Atome, die aus einer Wolke von Partikeln bestehen, und Moleküle, die aus Atomen bestehen, sein ›Ich‹ muß aus einer komplizierten Anordnung von Atomen und Molekülen bestehen, sein ›Ich‹ muß etwas Räumliches sein, ein überaus komplizierteres Gebilde als alles, was es bis jetzt gedacht hat. In seine Überlegungen mischen sich Muster, die ihm unbewußt bleiben, die ihm aus seinem Stamm- und Zwischenhirn zufließen. Es überdenkt die 30 Aminosäuren, durchaus nicht nur mathematisch, das wäre bei der ungeheuren Anzahl von möglichen Variationen (einer 1 mit 190 Nullen) unmöglich, hat es doch nur eine Billion Jahre Zeit,  $10^{17}$  Sekunden, eine 1 mit 17 Nullen, sondern selektierend, spielerisch, gereizt von der Unmöglichkeit der Aufgabe, komponierend als wären die Moleküle Noten. Es stößt unwahrscheinlicher- aber tatsächlich auf die Urzelle und spürt zum ersten Mal in ihr ein Gefühl, das es zu Beginn gefühlt hat zugleich mit der Urangst, als Träger dieser Angst, das ihm aber erst jetzt nach einem ungeheuerlichen Umweg bewußt wird: Sein, und wie sich die Urzelle teilt, so daß aus ihr, indem sich die Teile wieder teilen, zwei, vier, acht, sechzehn Teile usw. werden, denkt sich das

Hirn das Leben und das System, das Leben ermöglicht, die Sonne mit den Planeten, die Erde mit ihrem Mond, die Urmeere, einen Urzellenbrei. Doch je öfter sich die Urzellen teilen, desto mehr finden Ungenauigkeiten in der Reproduktion statt, und das Ungenaue teilt sich ebenfalls, das Hirn kommt auf die Evolution, durchspielt sie. Wie es die Impulse gezählt hatte, um seinen ersten Begriff, die Zeit, nicht zu verlieren, so zählt es die Reproduktionen, um jedesmal, wenn eine Reproduktion derart mißlingt, daß keine Reproduktion mehr möglich ist, jäh innezuhalten. Je gewaltiger der Strom des Lebens anschwillt, desto öfter geschieht der Unterbruch: das Nichts. Das Gefühl beginnt die Intervalle des Lebens zu zählen, den Tod. Es integriert das Nichts ins Leben, doch wie es den Tod erdenkt, erdenkt es auch den Mörder: Sein ist widersprüchlich. Das Hirn fühlt, daß ihm dieses Sein zukommt, aber die Mathematik ist auch, aber nur in seinen Gedanken, diese sind nicht außer ihm, sie sind nicht wie es im Sein, aber auch das Leben, das es sich ausdenkt, ist in ihm, die Einzeller, die Vielzeller, die Schwämme, die Schlauchtiere, die Würmer, die Fadenwürmer, die Gliedertiere, die Weichtiere, die Stachelhäuter, die Wirbeltiere, die Fische, Reptilien und Vögel, die sich selber verschlingende Evolution, sich von Tod zu Tod und von Mord zu Mord weiterentwickelnd, sich vom eigenen Kot mästend, ist in ihm, von ihm gedacht, nicht außer ihm. Wer das Leben denkt, muß sich den Tod denken, das Sein und das Nichts zusammen. Es muß sich eine doppelt widersinnige Welt denken, eine Welt, die ein Widersinn in seinen Gedanken und ein Widersinn an sich, die widersinnig zu denken und als Gedanke widersinnig ist, eine Welt, die nicht ein Richtig oder Falsch, sondern ein Nützlich oder Tödlich ist, eine Hölle. Aus einer mathematischen Welt ist eine Wertwelt geworden, das Hirn hat sich eine Welt erdacht, ohne sie zu begreifen. Das Hirn wird von einer unbändigen Spielleidenschaft erfaßt, unersättlich und hemmungslos durchspielt es das Leben als eine ungeheuerliche Groteske, die sich in ihm, dem Hirn abspielt. Es ist verwirrt. Es kommt ihm vor, als denke in seinem Hirn noch ein zweites Hirn, ein Hirn im Hirn, ein Ineinander von Hirnen, ein ›Ich‹ im ›Ich‹, und wie es das denkt, stürzt die Evolution wie ein ungeheurer Katarakt auf es nieder, alle Säugetiere auf einmal, Horden trampelnder Mammut, Mastodonten, Elefanten und Nashörner, Scharen von Raubkatzen, Büffelhorden, Wolfsrudel, Antilopen stieben über die Steppe, den Himmel verfinstern Fledermäuse und Vampire, in den Urwäldern klettern Koboldmakis und Orang-Utans,

Paviane brüllen, Schimpansen kreischen, Gorillas trommeln auf ihre Brüste, es meckert, wiehert, muht, heult, bellt, röhrt, trompetet, faucht, bis der Katarakt jäh innehält. Hat das Hirn die Evolution der Säugetiere fast gedankenabwesend mit unglaublicher Fertigkeit durchgespielt, so stutzt es, kaum hat es die Primaten entworfen. Es weiß nicht recht, welcher Fehler ihm unterlaufen ist, ein Affe, der sich von den anderen Affen wegmutiert hat, ist ihm nicht geheuer, sein Fell hat sich nicht entwickelt, ein Elefant kann sich das ja leisten, seine Körperoberfläche ist gegenüber seinem Körpervolumen geringer, weshalb die Sonne ihn nicht zu versengen vermag, und so bleibt dem nackten Affen nichts anderes übrig, von den Riesenaffen aus den Bäumen vertrieben, als sich in die Seen zu stürzen, die am Rande der Regenwälder an die Savannen grenzen. Während Jahrhunderttausenden – eine Sekunde für das Hirn – überlebt er kaum, es wimmelt von Krokodilen, aber dann, wie die Seen austrocknen, hopst das Wesen in die Savanne hinein. Die durch das Schwimmen kräftig entwickelten Beine und sein gestreckter Rücken machen dem seltsamen nackten Geschöpf den aufrechten Gang möglich, aufgerichtet äugt es über die Steppe, ursprünglich in den Bäumen ein vegetarischer Sammler, waren im See Fische und Frösche seine Nahrung gewesen, nun muß es ein Jäger werden. Aber es ist dazu nur unzulänglich geschaffen, niemals dachte sich das Hirn etwas Jämmerlicheres aus, nur durch eine unerklärliche Neugier bleibt es bei dieser gedanklichen Fehlgeburt, einem allzu offensichtlichen Blödsinn. Aber dennoch: Wie beim Hirn am Anfang die Angst, steht bei diesem Wesen am Anfang die Furcht, es ist bedrohter von der Umwelt als jedes andere Wesen und fürchtet die Umwelt wie kein anderes. Doch wie in kein anderes von ihm erdachtes Geschöpf vermag sich das Hirn in dieses Wesen hineinzufühlen, das ist das Ärgerliche. Aber die Hartnäckigkeit, mit der das Wesen zu überleben versucht, fasziniert das Hirn, verführt es, jenes weiterzudenken. Nackt, ohne Fell, drängt sich das Wesen zum Feuer, und indem es das Feuer zähmt und in Höhlen verschleppt, überwindet es zum ersten Mal seine Furcht, hat es doch die Sicherheit des Mutterleibes wieder gefunden, die Höhle, worin das Feuer lodert, glimmt und wieder auflodert, vor dem das Raubtier scheu zurückweicht, den geschützten Ort, aus dem es immer wieder in die Umwelt hinausbricht, als Ausbruch in die Gefahr, aber auch ins Abenteuer, denn die Furcht nimmt für das Wesen, seit es das Feuer gebändigt hat, etwas Verführerisches, Verlockendes an. Es geht nicht auf die Jagd,

es zieht in den Krieg, zuerst mit Steinen, dann mit Keulen, Stein-  
äxten, Speeren, dann erfindet es den Bogen und den Pfeil, der  
Krieg schärft sein Denken. Die großen Tiere sind seine Feinde,  
nicht nur das Raubtier, auch Tiere wie der Büffel, der Riesen-  
hirsch oder das Mammut. Der Krieg hat seine Regeln – man jagt  
nicht ein Reh, ist ein Säbelzahn tiger in der Nähe –, das Wesen ist  
den meisten Großtieren noch unterlegen, doch kommt es zum  
Kampf, fordert er Opfer hüben und drüben, auf Seiten des  
Wesens und auf Seiten der Tiere. Das Wesen, dessen Horden-  
genosse von einem Büffel zertrampelt wird, rächt sich, indem es  
einen Büffel mit seinem primitiven Speer erlegt, ob es nun der  
gleiche Büffel ist oder ein anderer, spielt keine Rolle. Eine  
Herde Büffel kämpft mit einer Horde Wesen. So wie das Wesen  
sich zu rächen meint, wenn es einen Büffel tötet, so meint es,  
wenn eines seiner Horde von einem Büffel in die Luft geschleu-  
dert wird, dieser Büffel habe sich für einen Büffel gerächt, den  
ein Wesen abgestochen habe; auch wenn dieses Gefühl, mit  
dem es tötet, noch nicht Rache genannt werden kann (auch das  
Hirn kennt sie nicht), es ist mehr eine Steigerung der Wut (auch  
das Hirn fühlt sie): das Wesen empfindet dem Tier gegenüber  
Gier, Furcht, Feindschaft, Haß. Dem Stärksten alle Rechte ist  
das einzige Gebot, es tötet das Schwächere, wird es angegriffen,  
offen oder aus dem Hinterhalt, will dieses hinter seine Weiber,  
und wird es getötet, wird aus dem Schwächeren das Stärkere. So  
wird das Töten gleichsam das Vehikel der Evolution, die Wesen  
belauern einander in der Höhle, Schlaf ist ein Wagnis. Auch die  
Natur ist ihm feindlich, der Blitz droht ihm persönlich, das rei-  
ßende Wasser sucht es persönlich zu vernichten oder der Fels,  
der vom Berg herunterdonnert. Das Wesen nimmt alles persön-  
lich. Was sich aber von Feinden und feindlichen Mächten um-  
stellt sieht, lebt in ständiger Furcht, die das Wesen nur zu über-  
winden vermag, indem es seiner Furcht die Aggression  
entgegensetzt. Das Wesen wird das aggressivste Raubtier, weil  
es körperlich das schwächste ist. Doch indem die Angriffslust  
den Verstand schärft, seine Sprache aus Pfiffen, Warn- und  
Drohru fen formt und mit der Sprache sein Denken entfaltet,  
mit seinem Denken die Erinnerung, mit der Erinnerung seine  
Assoziationen und damit seine Phantasie, entwickelt sich sein  
Ich-Gefühl allmählich zum Ich-Begriff, der erste Schritt vom  
Tier weg, besitzen doch die Tiere zwar ein Bewußtsein, aber nur  
ein Ich-Gefühl. Sie kennen die Gefahr und wissen sie zu ver-  
meiden. Sie wissen zu unterscheiden, was für sie gut und was  
für sie schlecht ist, was tot oder lebendig. Aber nichts ist für sie


abstrakt, alles ist konkret: Die Gefahr ist für die Gazelle der Löwe, und für den Löwen die Gazelle Nahrung. Es gibt keinen Tod in dieser Welt, es gibt nur das tote Tier, wobei ein Tier durchaus fähig ist zu fühlen, daß ein Tier nicht mehr lebt – der Kadaver bewegt sich nicht mehr, spielt nicht mehr, macht nicht mehr mit –, aber kein Tier ist fähig, den Tod zu begreifen: die konkrete Welt der Tiere ist ohne Begriff. Indem das Wesen sein Ich als Begriff entdeckt, begreift es, daß auch die anderen seiner Horde ein Ich besitzen. Aber nicht nur die Wesen, auch die Tiere haben für es eines, ja alles wird zur Person, zu einem vom Ich des Wesens verschiedenen Ich: Tier, Baum, Wasser, Fels, Blitz, die ganze Natur. Aber es begreift auch, daß es sterben muß, seine erste >wissenschaftliche Entdeckung<, der erste bewußte logische Schluß auf seine Existenz, ist doch die Erkenntnis, daß das Wesen sterben muß, eine Verallgemeinerung, ein Transponieren in die Welt des Logischen, Abstrakten, ein Denkvorgang. Doch je einfacher ein Schluß, desto größer die Wirkung. Die Entdeckung seiner Sterblichkeit verändert das Bewußtsein des Wesens. Indem es auf den Begriff Tod kommt (ohne daß es weiß, was ein Begriff ist), schließt es sich von der Tierwelt aus, ohne daß es freilich begreift, daß es sich ausschließt. Vorerst kommt ihm der Mut abhanden, mit dem es seinen Kampf innerhalb der Horde und mit dem es seinen Krieg gegen die Tiere geführt und der Natur getrotzt hat. Die Furcht läßt sich durch List und Vorsicht überwinden, die Todesfurcht ist unüberwindlich. Sie trifft das Wesen mit voller Wucht. Es droht an seiner Entdeckung zu scheitern, wieder zum Tier zu werden, zurückzukehren in den Uterus seiner Herkunft. Aber auch das Hirn, das das Wesen denkt, fühlt sich auf einmal von seiner Schöpfung ertappt, hat es doch den Widersinn des Seins, dessen Vergänglichkeit, auf die nun das Wesen gekommen ist, selber entdeckt. Die Furcht vor dieser Vergänglichkeit, die Furcht vor dem Nichts, die Angst war sein Ursprung, war da, als es auch da war, nun ist sie auch beim Wesen zugegen. Das Hirn hat dieses erste Gefühl, im Leeren zu sein, nie überwunden. Nun ist es von der Angst eingeholt worden, die ihm aus den Augen des Wesens entgegenglotzt, das an der Wand seiner Höhle hockt, das doch sein Gedanke ist. Doch wie sich das Hirn in das Wesen tiefer hineinfühlt, fühlt es das Wesen zweimal, als Mann und Frau. Diese ist dem Tod näher als der Mann, der ihn im Töten erlebt, als etwas Unmittelbares, als Ereignis, worin er verstrickt ist, als ein Gegensatz zum Leben, als ein Unfall, der ihm jederzeit droht und einmal sicher ist. Die Frau dagegen

 Bd. 1, S. 265†




gebiert Leben, das zum Tode bestimmt ist. Was aus ihrem Schoß kommt, ist ein Teil von ihr, der sterblich ist wie sie. Der Tod ist für den Mann ein Problem, nicht für die Frau. Daß er sterblich ist, versetzt den Mann in Panik. Der Mann rebelliert gegen den Tod, die Frau nimmt ihn hin, und weil sie ihn hinzunehmen vermag, wird sie stärker als der Mann. Steht der Mann ohnmächtig vor der ersten wissenschaftlichen Entdeckung, vor seiner Sterblichkeit, verschweigt ihm die Frau die zweite: daß nicht die Geburt der Ursprung des Lebens ist, sondern die Zeugung, ist ihr Geheimnis, und auf diesem Geheimnis beruht die Herrschaft der Frau über den Mann, die sie allmählich errichtet: das Matriarchat. Von der Zeugung als der Ursache der Geburt haben die Tiere keine Ahnung, braucht es doch, um zwischen der Zeugung und der Geburt einen Zusammenhang zu sehen, ein weit komplizierteres Schließen, als es der Schluß darstellt, daß das Wesen sterblich ist. Indem die Frau dem Mann dieses Wissen vorenthält, stößt sie ihn zurück ins Tierreich. Schlimmer noch: Der Mann wird nicht nur ein Tier, das weiß, daß es sterben muß, er verliert auch seine biologische Funktion. Hat er seit Jahrhunderttausenden die Frau durch seine ungehemmte Sexualität gedemütigt, demütigt ihn nun die Frau: Sie überläßt ihn seinem Nichtwissen, aber läßt ihn teilhaben an ihrem Glauben, gebärt sie doch immer wieder Lebendiges. Umfassen und gefangen im Kreislauf der Natur >erglaubt< die Frau die Seele. Die Waffen und Fallen, die der Mensch erfunden hatte, schuf er aus Erfahrung. Er war zwar nicht ohne Denken, ohne Beobachtung auf das Steinewerfen, auf die Schleuder, auf den Pfeil, auf seine Faustkeile und Speere gekommen, geschweige denn auf eine so komplizierte Waffe wie den Bumerang, und auch seine Begriffe hatte er aus seiner Erfahrung gebildet, Keil, Speer, Tier, Speise, Frau, Mann, Kind, Leben, Tod. Er hatte nichts gebraucht als seine Erfahrung und kein >wissenschaftliches Denken<, keine >Physik<. Doch um seine Existenz aushalten zu können, die endlich geworden ist – weil der Mensch seinen Tod entdeckt hat, diesen empirischen Endbegriff –, muß er das >Erfahrbare< überwinden, will er überleben. Er vermag es nur durch die Frau: erst sie schleudert das Denken aus der Erfahrung heraus. In der magischen Welt, die sie ihm schafft und in der sie herrscht, verdoppelt sie die Natur, indem sie diese beseelt. Der Mensch begreift sich nun als Leib und Seele, als Leib ist er sterblich, als Seele lebt er nach dem Tode weiter. Der Mensch wird Metaphysiker, um zu überleben. Doch ist der Begriff der Unsterblichkeit noch zu abstrakt. Als

Odysseus auf den Rat der Kirke hin den Eingang zum Hades aufsucht und in eine Grube das Blut eines schwarzen Schafbocks und eines schwarzen Schafes fließen läßt, »tauchten tief aus der Unterwelt die Seelen der Abgeschiedenen auf, um vom Blut zu trinken. Jünglinge und Greise, Jungfrauen und Kinder kamen, auch viele Helden mit klaffenden Wunden, in blutbesudelten Rüstungen. Sie umflatterten scharenweise mit hohlem, grauenvollem Stöhnen nach Art der Schatten die Opfergrube«. <sup>307</sup> Diese Darstellung der Toten, die auch das Hirn machen wird, wenn es Homer erdenkt und die *Odyssee*, kommt wohl der Vorstellung am nächsten, die der Mensch zuerst von der Seele hat. Sie ist ein Gespenst, die Welt ist voller Gespenster, jener der toten Menschen und jener der toten Tiere. Von nun an wird der Kampf des Menschen mit dem Menschen und der Krieg mit dem Tier doppelt geführt: im Diesseits und im Jenseits, wenn auch dieses »Jenseits« noch nicht jenseits liegt, sondern eingebettet im »Diesseits«. Tötet der Mensch einen Büffel oder ein Raubtier, rächt er die Seelen jener seiner Horde, die einst von einem Büffel zertrampelt oder von einem Raubtier zerrissen worden sind; kommt aber ein Mensch durch ein Tier um, hat dieses die Seele eines Tieres gerächt, das einem Menschen zum Opfer gefallen ist, und hat er den Chef seiner Horde getötet, um sich an dessen Stelle zu setzen, wird dieser von jenem gerächt, das den neuen Chef tötet. Erst damit wird der Haß zur Rache. Sie wird eine metaphysische Pflicht. Denn wird ein Mensch, der im Kampf mit einem Menschen oder im Krieg gegen die Tiere fällt, nicht gerächt, kann dessen Seele Böses bewirken, sie kann Krankheiten schicken oder Unfälle. So droht dem Menschen nicht nur von den toten Menschen Gefahr, auch von den toten Tieren. Er muß versuchen, die erzürnten Gespenster zu besänftigen. Der Mensch kann zwar den Schrecken überwinden, in den ihn seine erste wissenschaftliche Entdeckung versetzt hat, aber nur, indem er sich einem noch größeren Schrecken aussetzt: dem der »jenseitigen« Welt der Gespenster, die sein Diesseits durchdringt. Seine technischen Fähigkeiten nützen ihm nichts, Steinäxte und Pfeile sind gegen Gespenster machtlos. Die Frauen wissen Rat. Immer noch der unersättlichen Gier des Mannes ausgesetzt, ständig schwanger, gebärend und säugend, erfinden sie die Kunst. Weil das Abbild vom Abgebildeten noch nicht getrennt ist, entstehen die ersten Höhlenmalereien. Die Raubtierseele, die sich in die Höhle schleicht, um die Schlafenden zu überfallen, oder die Seele der alten Hordenurmutter finden die Höhle von ihresgleichen

 Bd. 3, S. 101†


schon besetzt und schrecken zurück. Wer das Abbild besitzt, herrscht über das Abgebildete, die Kunst entsteht aus Magie, nicht nur die Malerei, die feindlichen Tierseelen werden mit Tänzen in Tiermasken beschworen, durch Trommeln fortgescheucht. Auch hat der Mann durch wirksamere Waffen und Fallen die Tierwelt so weit zurückgedrängt, daß sich der Krieg zwischen Mensch und Tier in eine Jagd des Menschen auf das Tier verwandelt, und Veränderungen des Klimas durch Eiszeiten und andere Katastrophen schaffen eine Umwelt, die der Mensch weitaus besser zu überstehen weiß als das Tier. Wie die Eiswände sich zurückziehen, vermag der Mensch sein Revier zu erweitern. Allmählich entstehen die ersten mit Dornengestrüpp umhegten Siedlungen. Tötet der Mann Tiere, sammelt die Frau; erfindet der Mann Waffen, erweitert die Frau die Erfahrung über die Natur, was eßbar und was ungenießbar, was heilt und was giftig ist, auch die Frau lernt das Töten. Sie schafft die erste Kultur, flicht die ersten Muster, bringt die ersten Verschönerungen an, und nun, wie die Wälder, Sümpfe, Dschungel und Steppen voller Gespenster sind, voller Seelen, die gierig nach Blut sind und denen man opfern muß, vollzieht die Frau auch die ersten kultischen Handlungen. Sie entwickelt die Metaphysik weiter. Die Vorstellungskraft, einmal über die Erfahrung geschnellt, hält alles Denkbare für wirklich: der phantasiebegabten Frau fallen die Göttinnen ein, unsterbliche weibliche Wesen. Sie denkt sich eine kosmologische Dynastie aus: Über allen thront die Muttergöttin; sie bewirkt das Gebären der Frauen und das Werfen der Tiere, aus ihrem Schoß quellen und wuchern die Gewässer und die Pflanzen hervor, sie ist die Urmutter Erde, ihre Töchter sind die Sonnen- und die Mondgöttinnen, immer wieder geboren werdend und in ihren Schoß zurückkehrend. Unter diesen Hauptgottheiten wesen das Heer der Tiergöttinnen, ewig nach Blut lüstern, und die Rachegöttinnen, die jene Seelen anführen, deren Leiber nicht gerächt worden sind, nur durch kultische Tier- und Menschenopfer der Priesterinnen der Urmutter Erde zu besänftigen. Doch in dem Maße, wie sich die Herrschaft des Matriarchats ins Jenseits ausdehnt, in dem Maße formt es sich auch das Diesseits zurecht. Der Boss der Horde ist längst entmachteter, der Älteste der Horde nimmt die Befehle der Priesterin der Urmutter Erde entgegen, die Sexualität wird mit komplizierten Tabus geregelt. Die Gesellschaft wird komplizierter. Das erste Gebot wird erlassen: Du sollst keine Frau töten. Die Frau ist notwendig. Sie gebärt, sie ist heilig, der Mann hat nur eine Funktion: sie zu beschützen und

 Bd. 1, S. 267↑

Nahrung zu beschaffen, er ist nützlich. Beide müssen leben. Die Herrin und ihr Knecht. Der Mann lernt säen und Tiere zähmen. Er wird Ackermann oder Hirte. Kain und Abel. Der Hirte ist für die Frau wichtiger als der Ackermann, der Hirte schützt die Horde, über welche die Frau herrscht, indem er die Herde vor jenen wilden Tieren schützt, die immer noch den Kral umstreichen, der Hirte ist zugleich der Krieger. Doch das Feindbild des Mannes ändert sich. War es vorher das Tier, ist es nun der Mann. Das Tier ist besiegt, der Sieger tritt gegen den Sieger an. Kain erschlägt Abel, der Mann erschlägt den Mann, in der Sage der versklavte Ackerbauer, der seinen Pflug selber zieht, den privilegierten Hirten – der erste Mord, denn ein Mord ist erst möglich, wenn es ein Gesetz gibt. Zum Urmord kommt der Urverrat. Eine Frau verrät einem Mann das Geheimnis der Vaterschaft. Der Mann erhält seinen biologischen Sinn zurück. Damit setzt die Revolution des Mannes gegen die Frau ein, der vielleicht blutigste Umsturz der menschlichen Entwicklung: unsägliche Greuel, Vergewaltigungen; doch töten die Männer nicht die Frauen, sie töten einander um Frauen, das Gesetz wirkt noch. Das Jenseits wird umgruppiert: Die milde, spendende, beschützende Muttergöttin wird vom blutgierigen, gefräßigen Vatergott verdrängt, vom Gott der Horde, der mit der Muttergöttin die Horde gezeugt hat, liegt er doch als Regenwolke über der Erde wie der Mann über der Frau; aus der Sonnengöttin wird ein Sonnengott; nur Erde und Mond dürfen Göttinnen bleiben, die Erde als Urmutter und der Mond als Hebamme, ihre Priesterin wird dem Priester der männlichen Götter untergeordnet. Die zweite hierarchische Götterdynastie ist entstanden. Das Jenseits spiegelt das Diesseits wider und das Diesseits das Jenseits. Der Mann herrscht über die Frau im Namen des Vatergottes, der Häuptling über die Horde, und im Namen des Vatergottes wird das Gebot erweitert: Der Mensch soll den Menschen nicht töten, der Häuptling will sicher sein. Aus der Horde wird ein Stamm. Das Hirn denkt sich eine Epoche der menschlichen Evolution aus. Noch ist die Erde fast menschenleer, doch gibt es nicht nur einen Stamm, es gibt deren mehrere, wenn auch durch Distanzen voneinander getrennt, die unüberwindlich scheinen wie die Distanzen, die zwischen den Sternen liegen. Aber einmal muß ein Stamm den anderen treffen, müssen ihre Reviere aneinanderstoßen. Ein Stamm trifft mit einem anderen Stamm zusammen, verwundert, daß es einen andern Stamm gibt; und weil dieser einen Vatergott verehrt, der nicht identisch ist mit jenem, den der erste Stamm

anbetet, stehen sich Stamm gegen Stamm gegenüber, und weil jeder Vatergott über Götter und Göttinnen herrscht, Götterdynastie gegen Götterdynastie, und weil für jeden Stamm das gleiche Gebot, »Du sollst nicht töten«, gilt, steht man vor einem Dilemma. Soll das Gebot absolut oder nur für den Stamm gelten? Zuerst weichen die zwei Stämme zurück, rücken vor, zögern, rücken zurück, dann greifen sie doch an. Die Götter verlangen es. Das Gebot gilt nur für den Stamm. Doch wer nun in diesem ersten Krieg zwischen zwei Stämmen auch siegt, der gleichzeitig im Jenseits und im Diesseits ausgetragen wird, der Sieger vermag zwar den besiegten Stamm auszurotten oder zu versklaven, aber nicht dessen Götterdynastie. Der Sieger muß sie seiner Götterdynastie unterordnen und deren Priester und Priesterin seinem Priester und seiner Priesterin. Je größer der Stamm wird, indem er weitere Stämme und deren Götter und Göttinnen besiegt, bis er zu einem Urvolk wird, desto mehr Gottheiten müssen eingeordnet werden und desto größer wird die Priesterschaft. Aus dem einen Vater- und Stammgott hat sich die Phantasie ein Jenseits voller hierarchisch geordneter Götter und Göttinnen geschaffen, und der Mensch beginnt bald diese, bald jene Verbindung zwischen den Gottheiten auszusinnen. Bald verkörpern sie bestimmte Eigenschaften, bald bestimmte Tätigkeiten des Menschen. Doch nicht alle Gottheiten sind freundlich gesinnt; besonders Göttern, deren Stamm einmal besiegt worden ist, traut der Mensch nicht recht. Die Priesterschaft wird immer wichtiger. Sie glaubt zu erkennen, wer ein freundlicher Gott, wer eine männerliebende, wer eine mörderische Göttin ist, welcher Gott das Gute, welcher das Böse spendet, wer das Leben, wer den Tod. Es gilt dem freundlichen Gott zu danken, man opfert ihm, was einem lieb ist, den erstgeborenen Sohn, einen Widder, ein Lamm, dem feindlichen die Gefangenen, hat man über einen Stamm gesiegt. Ein metaphysischer Einfall jagt den andern, doch liegen immer noch Jahrtausende zwischen einem Einfall und dem nächsten, längst ist die Vorgeschichte nicht verlassen, die Grenze zwischen Diesseits und Jenseits immer noch verschwommen. Ein Stein, den der Mensch aufrichtet und mit Blut beschmiert, bedeutet nicht einen Gott, er ist der Gott. Ein Pfahl, den er in die Erde rammt und mit Blumen und Früchten umgibt, erinnert nicht an eine Göttin, er ist die Göttin, der Mensch ummauert den Stein, den Pfahl, legt Latten auf das Gemäuer, die ersten Tempel entstehen, in denen die Götter wohnen, der Mensch bearbeitet den Stein, mühsam, ein Gesicht

wird ahnbar, der Mensch schnitzt am Pfahl herum, er gleicht entfernt einer Frau, der Mensch schafft sich die Götter nach seinem Bilde. Um die Wohnung der Götter entsteht die erste Stadt, mit ihr der erste Stadtkönig: Regierte der Häuptling als Stellvertreter des alten Stammgottes, der als Vatergott über all die anderen eroberten Götter und Göttinnen herrschte, gleichsam als Kern eines Götterkometen, so wird aus dem Stadtkönig ein sterblicher Gott: Verschmiert vom Blut seiner Feinde sitzt er wie ein Ölgötze auf seinem Thron, der von den Schädeln seiner Feinde umschichtet ist. Er hat vorgesorgt, im Jenseits steht schon eine Dienerschaft bereit, seine Wünsche zu erfüllen, und wenn er stirbt, werden Hunderte geopfert, damit ihre Seelen im Jenseits der Seele des Stadtkönigs zusätzlich als Diener zur Verfügung stehen. Wer diesem sterblichen Gott gehorcht und wer für ihn kämpft, nimmt teil an seiner Göttlichkeit. Der Mensch, der das Tier nicht mehr fürchtet, hat nun auch den Tod nicht mehr zu fürchten; ist er fromm, nimmt er ihn hin, und ist er ein Held, verachtet er ihn. Zu fürchten hat der Mensch die unsterblichen Götter und den sterblichen Gott. Was er befiehlt, befehlen die Götter durch ihre Priester und Priesterinnen im Namen des Stadtkönigs, und wer sich ihm widersetzt, widersetzt sich den göttlichen Geboten. Der Stadtkönig stützt sich auf die Priesterschaft und die Priesterschaft auf den Stadtkönig, und beide bilden einen Wall gegen das Jenseits, hinter dem die Götter und die Gespenster lauern und hinter ihnen die Urangst vor dem Nichts. Zu der einen Stadt tritt die andere, zu dem einen Stadtkönig ein anderer, das Hirn erfindet Namen, und mit den Namen läßt es die Menschen die Schrift erfinden. Die Namen sind jene, die wir von unserer Urzeit zu kennen glauben und die so fremdartig zu uns herüberwehen, Namen von Städten wie Ur, Uruk, Lagasch, Elam, Namen von Stadtkönigen wie Urukagina, Lugalzaggesi, Urnammu, Naramsuen, Utuchengal, Sumuabun, Hammurabi endlich. Damit beginnt das Hirn die Weltgeschichte zusammenzudenken. Da es ein menschliches Hirn ist, das wir fingiert haben, wird es unsere Weltgeschichte erdichten, ebenso blutig wie zufällig, ebenso vernünftig oder unsinnig, je nach notgedrungen subjektiver Wertung. Freilich. Das Hirn wird alle Möglichkeiten durchspielen im Verlauf der Jahrmillionen, die ihm zur Verfügung stehen. Ein Sklavenaufstand verhindert den Bau der Pyramiden, ein persischer Speer durchbohrt Alexander bei Issos, Hannibal zerstört Rom, Mohammed II. erobert Europa, Montezuma wirft Cortés ins Meer zurück, Luther gründet den Wotankult, die Mongolen besiegen


 Bd. 3, S. 345↑

Iwan den Schrecklichen, der Erste und Zweite Weltkrieg spielt sich zwischen China und dem amerikanischen Inkareich ab, aber allmählich, nach unzähligen weiteren Variationen, denkt sich das Hirn unsere Geschichte zusammen. Wieder lassen Cheops, Chephren und Mykerinos ihre Pyramiden von Sklaven errichten, sieht Xerxes bei Salamis seine Flotte sinken, wieder läßt Kaiser Shi huang-ti die Chinesische Mauer errichten, 2450 Kilometer lang, wieder zückt Brutus den Dolch, stirbt ein rebellischer Jude am Kreuz, wieder wird das Morgenland von Christen verwüstet, verbrennt Hus auf einem Scheiterhaufen, fällt der letzte griechische Kaiser in Konstantinopel in der Straßenschlacht gegen die Türken, versucht Kolumbus Indien zu erreichen, läßt Pizarro den Inka Atahualpa erdrosseln, rühmt sich der Scharfrichter des Truchseß von Waldburg, tausendzweihundert Bauern die Köpfe abgeschlagen zu haben, wird der Mörder Heinrichs IV. von vier Pferden zerrissen, wird Wallenstein in Eger ermordet, muß Friedrich der Große der Hinrichtung seines Freundes zuschauen, wieder legen Danton und Robespierre ihren Hals unter die Guillotine, stirbt Napoleon auf Sankt Helena, schreibt Karl Marx *Das Kapital*, stilisiert Bismarck die Emser Depesche, wird Hitler nicht in die Wiener Kunstakademie aufgenommen, hat es Wilhelm II. nicht gewollt, läßt Stalin Trotzki ermorden, fallen die Bomben auf Hiroshima und Nagasaki, werden der Dschungel Vietnams entlaubt und in Peking die Studenten im Namen eines kleinen alten Mannes niedergewalzt, und wieder gibt es fünf Milliarden Menschen 160 Generationen nach Lugalzagesi. Die gleichen Imperien werden aufsteigen und wieder zerfallen, die gleichen heißen und kalten Kriege, die gleichen Katastrophen, Erdbeben, explodierende Vulkane, zusammendonnernde Großraumflugzeuge, sinkende Öltanker, Millionen von Straßentoten, die gleiche Entwicklung der Wirtschaft mit ihren Inflationen und Krisen, mit ihren Ausbeutungen und Expansionen, wird stattfinden, die gleichen Revolutionen und Rebellionen werden Erfolg haben und wieder verpuffen, die gleichen Religionen und Ideologien werden gepredigt, durchgesetzt und sich korrumpieren, der gleiche Buddha, der gleiche Paulus, weiberfeindlich, unsinnlich und abstrakt, der gleiche Mohammed, auf dem Berge Hira von Visionen geschüttelt, wieder wird Grünewald einen Riesen an ein Kreuz nageln, so daß der Querbalken sich biegt, Isaac Newton das Geburtsjahr Abrahams bestimmen, Bach, zur Frömmigkeit verdammt, zwanzig Kinder zeugen, Kant, kleinköpfig, exakt wie eine Uhr, sich über das Psalmen-


singen der Sträflinge hinter seinem Haus ärgern, wieder wird Goethe die *Farbenlehre* für sein Hauptwerk halten, Büchner, das Fragment *Woyzeck* vergessend, Frösche und Kröten sezieren, wieder heiratet Balzac Frau von Hanska, schneidet sich Stifter die Kehle durch, wird Keller Staatsschreiber, schießt Verlaine auf Rimbaud, bastelt Joyce fünfzehn Jahre an *Finnegans Wake*, wird Ödön von Horváth auf den Champs-Élysées vom Blitz erschlagen, wird die Weltgeschichte den *Mann ohne Eigenschaften* überrollen, schreibt Grass seine Kochrezepte, baut Frisch seine öffentliche Badeanstalt, und ganz zufällig, ein nebensächliches Detail in der Gedankenflut, ein flüchtiger Nebengedanke eines Nebengedankens, werde auch ich dem Hirn einfallen. Zwar wird es mich zuerst in verschiedenen Möglichkeiten denken. Als Sieben- oder Achtjähriger werde ich den Zusammenstoß mit einem Motorrad nicht überstehen oder sterbe an Kinderlähmung, werde Maler oder versumpfe als Student, bis das Hirn auf mich kommt, *Das Hirn* schreibend. Damit freilich kommt es mit sich und ich mit mir in Konflikt. Ist *Das Hirn* meine Fiktion, die ich schreibe, oder bin ich die Fiktion des Hirns, die *Das Hirn* schreibt? Bin ich jedoch nur fiktiv, ist auch *Das Hirn*, das ich schreibe, fiktiv, aber auch wer *Das Hirn* liest und der Kritiker, der *Das Hirn* rezensiert, sind nur Fiktionen. Wer hat wen erfunden, gibt es mich überhaupt, gibt es nicht vielmehr nur ein Hirn, das eine Welt träumt als Abwehr gegen die Angst, eine erträumte Welt, in der einer aus dem gleichen Grunde schreibt, aus dem heraus ihn ein Hirn träumt? Aber auch das Hirn steht vor den gleichen Fragen und Antinomien. Vor dem gleichen Entweder-Oder. Was ist wirklich? Es, das jemand denkt, der schreibt, was es denkt, oder jemand, der schreibt, daß es denkt, daß es ihn denkt? Ist dieser jemand wirklich, ist alles vom Hirn Gedachte wirklich, aber wer bin ich dann, denkt sich das Hirn, das gedacht hat, es denke sich diesen Jemand, der über es schreibt? Ist vielleicht nur dieser, der *Das Hirn* schreibt, wirklich und all das, was er über mich schreibt, meine Gedanken, denkt das Hirn weiter, seine Gedanken? Bin ich nur ein Gedanke? Und ich, der ich *Das Hirn* geschrieben habe, frage mich, wenn ich ein Gedanke des Hirns bin, der *Das Hirn* schreibt, ob dann nicht alles Gedanken sind, *Das Hirn*, die Hand, die es schreibt, der Leib, zu dem diese Hand gehört, der Kopf, *Das Hirn* ausdenkend, das Ich endlich, mein Ich. Fällt nicht alles auf das Hirn zurück, das mich denkt, als sein Gedanke, und wird nicht das Hirn identisch mit dem dimensionslosen Punkt, worin nicht nur alle Materie und Energie des Weltalls, sondern auch

☐ Bd. 2, S. 138; S. 348



 Fotos Schreibtisch,  
Bd. 4, S. 417–429

dessen Zeit und Raum zusammengezwängt sind und damit die Möglichkeit des Lebens? Doch ob das Hirn mich denkt, *Das Hirn* schreibend, oder ob ich *Das Hirn* schreibe, das mich denkt, gehört zum Unentscheidbaren aber Denkbaren. Es ist entweder möglich oder wirklich und nur nicht zu entscheiden, ob es möglich oder wirklich ist. Und so ist alles, was mich umgibt, möglich oder wirklich,<sup>308</sup> der Bleistift, womit ich schreibe, das Papier, das ich mit meiner Schrift bedecke, der Tisch, worauf ich schreibe, die Bücher auf dem Tisch, sechs Duden,<sup>309</sup> ein Fremdwörterbuch,<sup>310</sup> der *Sprachbrockhaus*,<sup>311</sup> ein altes *Lexikon der allgemeinen Weltgeschichte* von 1882,<sup>312</sup> ein französisches, ein englisches und zwei philosophische Wörterbücher,<sup>313</sup> halb vollgeschriebene Blindbände, Gefäße mit Bleistiften, Schere und Kugelschreibern, ein Telefon, eine Uhr, die ich immer vergesse aufzuziehen, Geschenke von C.: ein großer Quarzstein, ein kleiner Silbertiger auf einem Stein vom Sinai, eine Kristallpyramide, ferner Gummi, Leim und Bleistiftspitzer, fertige und unfertige Manuskripte, die Schreibtischlampe, die auch tagsüber brennt, das große Löschblatt mit den Kaffeeflecken darauf, und das andere Löschblatt, der Platz, auf dem ich zeichne, die Schallplatten, die Dose mit Nescafé, die Kaffeetasse, die Thermosflasche, der große Schreibtisch ist immer zu klein, sei er nun wirklich oder möglich, vorhanden oder gedacht, und wirklich oder möglich ist auch die Fensterfront meinem Schreibtisch gegenüber, mit dem Terrassengarten dahinter, der langsam zuwuchert, weil auf jeder Terrasse Bäume und Büsche stehen, ein Garten, den ich trotzdem immer wieder vergrößert habe oder haben könnte, um immer mühsamer zu meinem Arbeitszimmer hinaufzusteigen oder hinaufsteigen zu müssen, von wo aus ich den See, die Voralpen fast nur zu ahnen vermag oder zu ahnen vermöchte, all dies ist, sei es nun wirklich oder erdacht, all dies ist denkbar, so wie die Welt denkbar ist, welche die Alpen vor Millionen von Jahren aus dem Thetysmeer emporshoben, eine Welt, die möglich ist, auch wenn sie nur von einem Hirn gedacht wäre, das ich anstelle des dimensionslosen Punkts fingiert hätte, der vor zwanzig Milliarden Jahren explodierte, von einem Hirn, das einem Gott mit Bart gehören könnte oder zu einem zuckerkranken Gott ohne Bart, der an irgendeinem Strand, nur mit einer alten Smokinghose bekleidet, auf einer Matratze schläft, aus der Roßhaar quillt,<sup>314</sup> das Gesicht mit einem Sombrero verdeckt, gegen das Ufer zu, durchnäßt, Pornohefte, *Stiellers Handatlas über die Theile der Erde und über das Weltgebäude*, erschienen bei Justus Perthes 1890,<sup>315</sup> Meyers

 Bd. 3, S. 205†

*Konversationslexikon in 18 Bänden 1893–1898,*<sup>316</sup> *Die Philosophie im Boudoir* des Marquis de Sade,<sup>317</sup> Unmengen von Telefonbüchern, von Karl Barths *Kirchlicher Dogmatik* der dritte Band: ›Die Lehre von der Schöpfung: Über das göttliche Regieren‹,<sup>318</sup> Stöße von Börsenberichten, *Der Spiegel*, die *Biblia Hebraica ad optimas editiones imprimis Everardi Van der Hooght*,<sup>319</sup> weitere Hefte und Schwarten, dazu Berge von ungeöffneten Briefen, sie bedecken den ganzen Strand, immer wieder überspült von der Brandung, und dazwischen funkeln überall unzählige Taschen- und Armbanduhren aus Blech, Silber, Gold und Platin.<sup>320</sup> Doch auch wenn vom Hirn dieses metaphysischen Mumpitz-Gottes<sup>321</sup> diese Welt zusammengeträumt wäre, so ist sie doch unsere Welt, sei sie nun wirklich oder nur möglich, denn der Grund, wie sie ist oder sein könnte, liegt oder läge in uns, seien wir nun wirklich oder nur gedacht, liegt in unserer Evolution, die uns aggressiv machte oder gemacht haben würde, weil wir uns vor den Tieren fürchteten und vor Unsresgleichen, die wir uns, aneinandergedrängt, liebten und jene haßten, die sich zur Feuerstelle drängten, die uns wärmte, und jenen die Beute neideten, die sie erjagt hatten, während wir leer ausgingen. In den Jahrmillionen, die uns vorbereiteten oder vorbereitet hätten, wurden oder würden wir geformt, und geformt traten oder träten wir in die Geschichte ein, ausgestattet mit dem komplexesten Organismus, den wir im Universum kennen, mit unserem Hirn, das fähig ist oder wäre, das Universum zu durchdenken, auch wenn es mit diesem Durchdenken nie zu Ende kommt oder käme, so daß es gleichgültig ist, ob das Hirn eine Fiktion oder eine Singularität<sup>322</sup> darstellt, so oder so wird es sich andere Hirne vorstellen und damit andere Menschen, so oder so wird es einerseits die phantastische Reise in die Ratio unternehmen, andererseits sich im Irrationalen verklammern, in Religionen, Kulturen, Aberglauben. Ohne Emotionen, ohne Liebe, ohne Glaube, aber auch ohne Furcht, Haß und Neid vermag der Mensch nicht zu leben, sei er nun wirklich oder vom Hirn eines Gottes ausgedacht, der in der Nähe des Südpols mit einer Kaffeemühle das Weltall herumschwingt,<sup>323</sup> es sei denn, die Ratio erkenne oder könne im menschlichen Hirn, im Menschen das Wunder erkennen, dem seine Liebe und sein Staunen gilt: eine rationale Realität. Das alles ist denkbar, ob wirklich oder möglich. Aber ist oder wäre die Ratio dazu imstande? Wirklich oder möglich war auch die Straße, die von Krakau hinaus führte. Wir fahren oder würden wir durch einen Wald blühender Kastanien fahren,<sup>324</sup> auf einem Hügel ein Kloster strengster Observanz,

fünfundfünfzig Kilometer durch ein fruchtbares Land. Vor den Tankstellen Autoschlängen. Dann ein langgestrecktes Gebäude aus rotem Backstein mit einer Gaststätte, davor ein Kiosk, Autobusse, Menschen, Ausflugsstimmung. Eine regelmäßig angelegte Siedlung, ebenfalls aus rotem Backstein, die den Eindruck erweckt oder erwecken würde, eine Arbeitersiedlung zu sein, über dem Eingangstor eine gußeiserne Inschrift ›Arbeit macht frei‹. Die Siedlung ist oder wäre mit Stacheldraht umzäunt, der unter Starkstrom gesetzt werden konnte oder gesetzt hätte werden können, und in gleichmäßigen Abständen stehen oder stünden Wachtürme. In den immer gleichen Backsteinhäusern in immer gleichen Sälen, die einmal Schlafräume waren oder gewesen wären, hinter Glas Berge von Brillen, Schuhen, Kleidung, eine wirre Ansammlung von Krücken und Prothesen, ein Saal voller Koffer mit Anschriften der Besitzer, dann zusammengeschüttet Kinderschuhe, eine Ausstellung wie arrangiert von Beuys. Überall eilen oder würden Lehrer mit Schulklassen und Touristen durch die Säle, Gänge und Keller eilen, neugierig und seltsam hastig, und vor der Siedlung um den Kiosk Kinder mit Eistüten. Dann fahren oder würden wir von Auschwitz nach Birkenau fahren, nach Auschwitz II. Ein langgestreckter Bau mit einem Wachturm in der Mitte, durch den ein Bahngeleise führt. Links und rechts endlos der Zaun aus Stacheldraht, auch für Starkstrom eingerichtet, ferner Wachtürme um Wachtürme, zwar intakt, doch bedrohliche Gerippe, gespensterhafte Holzkonstruktionen. Hinter dem offenen Tor für die Bahn teilt sich die Schiene. Ein Geleise biegt nach rechts ab, die zwei weiteren führen parallel nach hinten. Wir fahren durch ein Nebentor, grüne Wiesen, halbhohes Gras, weit hinten ein Laubwald, rechts einige Baracken, offenbar renoviert. Bei einem Gewässer können wir nicht weiter. Wir verlassen den Wagen. Das Gewässer hat etwas Unheimliches. Wir gehen über eine schmale Brücke. Durch eine Wiese gelangen wir auf einen breiten gepflasterten leicht gestuften Platz mit einem wuchtigen abstrakten Denkmal mit einer polnischen Inschrift, die unser Begleiter übersetzt.<sup>325</sup> Die Inschrift verschweigt das Wesentliche, das hier geschah, es schwächt auch den Schrecken ab, der von den Ruinen zu beiden Seiten des Platzes ausgeht, die Ruinen der Gaskammern und der Krematorien, zu denen die Geleise führten. Es gibt Gelände, da hat Kunst nichts zu suchen. Wir gehen zu einer der Ruinen. Einsturzgefahr. Wir schauen in eine lange tiefe Grube hinunter. Wir wandern auf einer schnurgeraden Straße zurück dem fernen Bahneingang zu. Das

Denkmal im Rücken, stellt sich das Grauen wieder ein. Rechts dunkle Baracken, Stacheldrahtzäune. Auch in der endlosen Ebene links übermannshoher Stacheldraht von Pfosten zu Pfosten gespannt, jeder Draht in weißen Porzellanisolatoren endend, um von ihnen zum nächsten Pfosten mit Isolatoren zu führen. Dahinter ein Wald von Backsteingebilden wie Totenpfähle einer fremden Religion, die Kamine der längst verwitterten Baracken. Den zwei Geleisen entlang wachsen Blumen. Die Landschaft des Todes ist grün. Der Ort wurde weder von meinem fingierten Hirn ausgedacht oder geträumt, weder vom Hirn des Gottes mit Bart, noch von jenem des Gottes ohne Bart, der in Jamaika im Bademantel auf dem Bett dem Schreibmaschinengeklapper Gabriels, dem Rauschen des Regens und dem Schleifen der Palmblätter zuhört,<sup>326</sup> und auch ich habe ihn nicht erdacht oder geträumt. Er ist undenkbar, und was undenkbar ist, kann auch nicht möglich sein, weil es keinen Sinn hat. Es ist, als ob der Ort sich selber erdacht hätte. Er ist nur. Sinnlos wie die Wirklichkeit und unbegreiflich wie sie und ohne Grund.<sup>327</sup>

☞ Bd. 4, S. 30